

# Mein Weg in den Dienst der Lehre

*Ralph Kunz*

## Meine Story

Ich bin im Zürcher Unterland aufgewachsen. Als ich letztthin wieder einmal meine alte Heimat besuchte, bin ich erschrocken. Ich habe mein Dorf nicht wieder erkannt. Neue Quartiere sind entstanden. Nur der Kern – das „Altdorf“ – war wie immer. Die schlichte Dorfkirche gehört zum Ensemble der vertrauten Gebäude. Es ist meine Kirche. Sie ist mir in guter Erinnerung. Auch an das Kirchgemeindehaus nebenan erinnere ich mich gerne. Interessanterweise ist mir der Geruch bis heute in der Nase. Es ist diese seltsame Mischung von kaltem Kaffee, Filzteppichboden und schlecht gelüfteten Räumen – durchzogen von einem Hauch Putzmittel – der, würde ich ihn heute riechen, einen Schauer der Nostalgie auslöst. Mein Weg in den Dienst begann tatsächlich in diesem Haus – mit der Sonntagsschule. Eigentlich stamme ich nicht aus einem „frommen“ Haus. Meine Eltern waren keine Kirchgänger. Zum Gemeindeleben des normalen Kirchenfußvolkes gehörte eben damals noch, dass man den Nachwuchs in die Sonntagsschule schickte. Das schickt sich. Also gingen auch meine Brüder und ich am Sonntagmorgen in die Schule. Die Motivation reichte nicht für das ganze Jahr. In der Familie Kunz entschied man sich für ein „gekröpften Anflug“ in

der Weihnachtszeit. Erstens war es dann stimmungsvoll. Zweitens konnte man mit gutem Gewissen an der Sonntagsschulweihnacht mitfeiern und einen Stollen mit nach Hause nehmen. Neben dem Basar war die Weihnachtsfeier der zweite Höhepunkt im Kirchenjahr. Man sang, betete und hörte eine Rede. Aber am interessantesten war, wie Sigrist Maag es schaffte, mit Zündschnüren die Lichter am Baum anzuzünden. Vermutlich ist das heute verboten.

Unser Pfarrer war durchaus eine Leuchte. Er hatte gute Kontakte zur Basler Mission und zur jüdischen Gemeinde in Zürich und war – ist immer noch – ein guter Theologe, der auch an der Universität hätte Karriere machen können. Ich habe erst im Nachhinein gemerkt, wie viel er mir mitgegeben hat. Viel ist mir zwar von seinen Predigten nicht hängen geblieben. Aber an seine theologische Haltung kann ich mich gut erinnern. Es war eine Mischung aus kritischer Bibeltreue und einer nüchternen, protestantisch-landeskirchlichen Frömmigkeit gepaart mit einer intellektuellen Redlichkeit, die mich schon als Jugendlichen, der kaum die Hälfte verstanden hatte, beeindruckte. Ich ging auch gern in den Konfirmandenunterricht. Einerseits waren es die Diskussionen, die mich interessierten, andererseits die Konfirmandinnen. Am eindrucklichsten waren aber die Gäste, die unser Pfarrer eingeladen hatte. Sie erzählten aus ihrem Leben. Zum Beispiel ein gebürtiger Südtiroler, der im Zweiten Weltkrieg mit der Wehrmacht nach Russland musste und von seinen Vorgesetzten wegen seines katholischen Glaubens gepiesackt wurde. Das Gebet gab ihm Kraft. Er wurde wunderbar bewahrt. Dieses Zeugnis ist mir eingefahren. Ich spürte etwas Echtes und Bewegendes.

Vielleicht wäre es dabei geblieben und Kirche wäre eine – durchaus positive – Erfahrung der Kinder- und Jugendzeit gewesen. Es kam anders. In der Mittelschule befreundete ich mich mit dem Sohn eines Pfarrers, der heute selber Pfarrer ist. Er lud mich ein, den Gottesdienst in seiner Gemeinde Seebach zu besuchen.

Alle vierzehn Tage wurde da in der alten Dorfkirche ein etwas spezieller Gottesdienst gefeiert. Ich war denn auch überrascht, als ich zum ersten Mal in meinem Leben eine rappelvolle Kirche erlebte. Seebach war halt anders. Das ganze Ambiente war anregend und bewegend. Der CVJM machte mit, es wurde gesungen und Klaus Fürst – der Vater meines neuen Freundes – predigte. Es hat mich von Anfang an voll erwischt. Es war eine Spontanbekehrung. Das Wort hat mich gefunden. Der Ruf hat mich erreicht.

Es war in den 1980er Jahren. Die Gemeinde war Teil der charismatischen Bewegung. Es gab auch Kontakte zu freikirchlichen und katholischen Charismatikern. Heilungen, Segnungen, Fallen im Geist und Zungenrede waren Themen. Aber alles geschah in einer großen Freiheit und im seelsorglich behutsamen Umgang mit den Nebenwirkungen. Es gab relativ wenig kollaterale Schäden – von wegen Zündschnüren und so. Es war eine starke Erwartung in der Gemeinde. Spürbar wurde sie im Lobpreis und immer auch in der Verkündigung. Einzelne Predigten haften mir immer noch im Gedächtnis. Ich habe erlebt, was „vollmächtiger Dienst“ ist, auch wenn ich den Ausdruck ziemlich problematisch finde. Jedenfalls bin ich seither geheilt von der helvetisch-protestantischen Durchschnittslähmung. Es gibt ja eine Art Egalitarismus in unseren Gemeinden, die geistliche Leitung von vornherein abwürgt und jeden Aufbruch verhindert. Ich sehe natürlich auch die Gefahren einer geistlichen Überhitzung. Aber wie sähe die weltweite Kirche ohne Pfingstbewegung aus? Es ist müßig, solche „was-wäre-wenn-Gedankenspiele“ zu machen. Ich kann es nur für mich sagen: Ich wäre glaubensmäßig erkaltet ohne charismatisches Feuer. Oder mit einer anderen biblischen Metapher: der „Wohlgeruch Christi“ kennt noch andere Duftnoten als kalten Kaffee, Filzteppich und Putzmittel. Natürlich – wie könnte es anders sein – löste die Seebacher Bewegung heftigen Widerstand aus. In der Vorstadt – einer Quartierzeitung – erschien ein Artikel zum „sektiererischen Treiben“ in der Kirchgemeinde. Ich

für meinen Teil bin dankbar für die „sektiererische“ Erfahrung. Wer ein wenig in der christlichen Welt herumkommt, merkt bald: so tickt die Mehrheit der Kirche. Meine liebe alte Landeskirche ist – in Zahlen betrachtet – die Sekte!

Ein Zweites, was ich dieser Aufbruchsbewegung verdanke, ist die Einsicht, dass geistliche Leidenschaft und verantwortliche Leierschaft und kritische Theologie sich gut ergänzen. Es gibt einen grassierenden Anti-Intellektualismus in christlichen Kreisen, der das Nachdenken und Nachfragen von vornherein als Teufelswerk betrachtet. Dabei gibt es im geistlichen Sumpfeland ziemlich seichte Tümpel. Einmal wurde ich zu einer Evangelisation eingeladen und fiel prompt in ein theologisches Sumpfloch. Es war grässlich. Der Evangelist – ich nenne seinen Namen nicht – drohte zwar nicht mit Pech und Schwefel, aber schwafelte etwas von einem göttlichen Pfeil, der jeden trifft, der nicht hier und heute sich bekehren will. Ich habe mich an jenem Abend nicht bekehrt, aber begriffen, was schlechte Theologie anrichten kann. Vielleicht hatte der gute Mann noch mehr Pfeile im Köcher – aber an diesem Abend hat er definitiv einen Giftpfeil erwischt. Nein, ich habe keine Gottesvergiftung erlitten! Im Grunde genommen lief es dann doch auf eine Bekehrung hinaus. Ich entschied mich, Theologie zu studieren.

Die folgenden Jahre an der Universität waren meine „Sturm und Drang“-Zeit. Ich ging nach Basel an die Kirchlich Theologische Schule (KTS) und badete im Säurebad der historischen Kritik. Es war ätzend. Mir wurde dann schnell klar, dass sich mit den neu entdeckten Methoden Wege auftun, die in den frommen Kreisen, in denen ich verkehrte, verschrien waren. Das reizte mich noch mehr. Um es mit Kurt Marti zu sagen: „Wo kämen wir hin, wenn alle sagten, wo kämen wir hin mit diesen Methoden, und niemand ginge, um einmal zu schauen, wohin man käme, wenn man methodisch vorginge.“ Und ich ging und wurde für meine Umgebung eine Zeit lang ätzend. Ich wusste alles besser.

Aber auch dafür bin ich dankbar. Denn eines Tages realisierte ich, dass die Bibel mit Besserwissern nicht viel anfangen konnte. Es fiel mir wie Schuppen von den Augen. Die Heilige Schrift ist von Menschen geschrieben, die in einer völlig anderen Zeit und Kultur lebten und ich bin nur ein Gast in dieser fremden Welt. Durch das Erlernen der alten Sprachen erschloss sich mir ein Zugang zu fernen biblischen Kontinenten. Aber mit jeder Entdeckung wuchs der Respekt vor dem unheimlichen Planeten Bibel. Welcher Reichtum! Ein Leben reicht nicht aus, um die Tiefe, Höhe und Weite der Bibel nur annähernd zu erkunden. Ich habe mich der Schrift verschrieben.

Je tiefer ich mich auf die akademische Theologie einließ, desto stärker wuchs der Wunsch, mich anderen mitzuteilen. Ich formuliere es absichtlich zwiespältig. Denn zum Weg in den Dienst gehört auch eine rechte Portion Narzissmus. Natürlich ist der Selbstbespiegelungs- und Selbstentfaltungsdrang eine charakterliche Schwäche, aber wenn der Narzissmus gedrosselt und gestaltet wird, kann er auch zur Gabe werden.

Über meine Wohngemeinschaftskollegen in Basel lernte ich Taizé kennen. Und wieder war da ein anderer Duft! Diesmal war es eine Mischung aus Barackenluft, Zelt, Sommer, Erde, Kerzen und Weihrauch. Es waren nicht nur die vielen Menschen und inspirierenden Kontakte – es war der Geist, der mich bewegte. Weniger individualistisch und erwecklich, stärker kontemplativ und ökumenisch. In Taizé habe ich dann eine der stärksten Verbindungen des Glaubens kennen gelernt. Die Kombination von Mystik und Widerstand. Auch die Anbetung war anders: leise, eindringlich, nachhaltig und tief. Natürlich kann man auch in Taizé in eine individualistische Mystik absacken. Aber es gibt doch einige Sicherungen. Über den Umweg der Gesänge bin ich beispielsweise wieder zurück – wenn es denn ein Zurück ist – zu meiner Tradition gekommen. Im Burgund habe ich den Choral und den Genfer Psalter (neu) kennen gelernt. Was wäre die Kir-

che ohne den Schatz ihrer liturgischen Traditionen des Westens und des Ostens? Es gibt eine Form von Traditionsvergessenheit und Liturgieverachtung in unseren Gemeinden, die mir im Herzen wehtut. Taizé hat mir geholfen, mich gegen die „McDonaldisierung“ unserer Gottesdienste zu wehren.

Lustigerweise begriff ich aber erst im Land der Burger, wie wertvoll kulturelle Diversität in religiösen Dingen ist. Ich studierte ein Jahr am „Fuller Seminary“ in Pasadena. Im Unterschied zu den meisten theologischen Ausbildungsstätten in Europa, die ich kenne, war am Fuller ein buntes Gemisch der Denominationen vorherrschend. Nomen est omen. Im englischen Sprachraum hat „Denomination“ einen anderen Klang. Es hat nicht die Schwere der Konfession. Schließlich hat keine Kirche den Status einer Landeskirche. Dafür gründet man in der „Neuen Welt“ dann und wann auch einmal eine neue Kirche.

Ich war 1990 in Kalifornien. Vineyard war auf dem Höhepunkt, „Schullers Cathedral Church“ ein Geheimtipp und Willow Creek „the rising star“. Ich erinnere mich an einen freundlichen Besuch von zwei Herren aus der Schweiz. Der eine hieß Strupler und der andere Albiets. Sie waren auf Church-Sightseeing-Tour in den USA und haben sich für das erfolgversprechendste Modell auf dem Markt begeistert. Strupler hatte dann die Vision von einer Kirche für Englischsprechende in Downtown Zürich nach dem Vorbild von Willow Creek. Sie sollte International Christian Fellowship (ICF) heißen. Was für ein seltsamer Name ...

Nachdem ich wieder nach Hause ging, wollte ich das Studium abschließen und ins Pfarramt gehen. Es kam anders. Ich wurde von Werner Kramer, Professor für Praktische Theologie, angefragt, ob ich sein Assistent werden wolle. Ich wollte, doch zuerst ging es ins Vikariat. In Burgdorf genoss ich die Schule eines exzellenten Lehrmeisters. Von Alfred Aepli lernte ich unter anderem, was ich bisher nur vom Hörensagen kannte: eine systematische Arbeitsorganisation. Ein Jahr war ich – ganz altmodisch – im

Pfarrhaus zu Gast. Ich war ein Teil der Familie und bin bis heute dankbar für die wunderbare Gastfreundschaft. Die gemeinsame Zeit unter demselben Dach mit der sechsköpfigen Familie war eine prägende Erfahrung. Ich habe Einblick erhalten in das Innenleben eines Systems, das den Spagat zwischen Privatsphäre und Öffentlichkeit bewältigen muss.

In den kommenden Jahren bewegte ich mich in akademischen Gefilden. In der Dissertation beschäftigte ich mich mit der Theorie des Gemeindeaufbaus. Das Thema hat mich seither nicht losgelassen. Das Interesse führte dazu, dass ich nach der Promotion und Habilitation eine Stelle als Fachmitarbeiter bei den gesamtkirchlichen Diensten der Landeskirche antreten konnte. Es war eine ideale Kombination von 50 % Gemeindepfarramt und 50 % Fachberatung. Aber es ging nicht lange, folgte ich wieder dem Ruf der Alma Mater, wo ich seit über zehn Jahren als Lehrer und Forscher tätig bin. Es ist auch ein Dienst! In unseren säkularen Verhältnissen spricht man freilich eher von Dienstleistungen. In gewisser Weise diene ich ja der Universität und verdiene auch etwas für Forschung, Lehre und Dienstleistungen. In einem weiteren (oder tieferen) Sinn verstehe ich meinen Beruf gleichwohl als Kirchendienst. Ich halte mich da an die Ämterlehre Calvins, der neben dem Amt der Ältesten, der Diakonen und der Wortdiener auch dasjenige der Lehrer der Kirche kennt. Man kann den Genitiv so oder so hören. Ich sehe mich in erster Linie als ein Lehrer, der von der Kirche lernt und nicht ein Lehrer, der die Kirche belehrt. Denn die Kirche ist kein Gegenstand, den man behandeln oder belehren könnte. Als Leib Christi ist sie ein Gegenüber, zu dem ich mich verhalte. Schließlich ist Jesus Christus das Haupt der Gemeinde. Also ist Jesus Christus auch der erste Lehrer, Diakon, Leiter und Hirte der Kirche.

Wir haben in der evangelischen Kirche ganz unterschiedliche theologische Schulen und in den Schulen unterschiedliche Kirchenbilder. Man hat halt seinen Stallgeruch. Ich bin jetzt etwas

über 50 und habe nicht vor, meinen Stall zu wechseln. Also gilt meine Liebe und meine Sorge der evangelisch-reformierten Landeskirche. Gerade weil ich mit vielen Wassern gewaschen bin, liegt mir viel an der Vielfalt. Gleichzeitig haben mich meine Lehr- und Wanderjahre gelehrt, die eigene Denomination nicht über den Namen zu stellen, der über allen Namen steht. Sowohl die Freiheit als auch die Treue sind Merkmale der Diensttheologie Jesu. Er war ein Lehrer, der bereit war, zu lernen. Deshalb sind in IHM alle Schätze der Weisheit und Erkenntnis zu finden (Kol 2,3). Er war ein Herr, der diente. Deshalb wird sich jedes Knie beugen und seinen Namen preisen (Phil 2,10f). Ich denke darum, dass der Dienst des Lehrers der Kirche sich schlecht verträgt mit der Haltung des Besserwissers.

## **Meine Faszination**

Das gilt zwar für jedes Amt, aber was mich fasziniert, ist diese Gebrochenheit meiner „Wissenschaft“. Sie ist als kritische Weisheit konfiguriert. Wenn ich als Lehrer der Kirche unterwegs bin, besteht darin mein Dienst und meine Berufung: das Lernen zu lehren. Ich will mein Licht nicht unter den Scheffel stellen. Es geht mir nicht um bescheidene Selbstzurücknahme. Es ist die Methode, auf die es mir ankommt. Sie erfordert auch ein scharfes Denken und Inspiration. Es geht mir nicht um unbescheidene Selbstbehauptung, sondern um den Zusammenhang: Nur wenn Christus der Lehrer ist, ist die christliche Lehre geisterfüllt. Was nicht „Christum treibet“ (Martin Luther) ist leer! Ein Professor kann begeistern, aber kann den Geist nicht ausgießen – und sei er noch so charismatisch. Keine Lehrerin – und sei sie noch so helle – ist selbst das Licht, das erleuchtet. Wie sagt es Graf Zinzendorf? „Er das Licht und wir der Schein.“

Das ist doppeldeutig. Schein heißt ja auch erleuchtet, meint aber gerade nicht Quelle oder Licht der Welt! Es liegt viel daran,

dass wir klar zwischen Licht(quelle) und Schein unterscheiden. Meine Herausforderung als Universitätslehrer sehe ich darin, das Licht der kritischen Vernunft als Schein zu entlarven – aber diesen Lichtschein zugleich für die Selbstunterscheidung zu nutzen! Wir können uns nicht selbst hinters Licht führen. Eben das offenbart das Licht der Vernunft, die eine Gabe Gottes ist. Wie sähe eine Welt ohne Meinungsfreiheit, Demokratie und Menschenrechte aus? Ich möchte darum mit den Studierenden Wege zu einem *kritischen Glauben* gehen. Man könnte das leicht missverstehen. Ja natürlich, etwas von der alten Säure ist doch geblieben! Ich meine aber, der Glaube macht uns kritisch. Theologie entsteht, wenn der Glaube uns lehrt, die Geister zu unterscheiden. Und die Geister gebärden sich manchmal sehr religiös. Der Weg in den Dienst bleibt darum ein Lernweg. Und das ist gut so. Wir bleiben auch als Lehrende Lernende, als Führende auch Geführte und als Berufene in der Verantwortung. Deshalb erreichen wir auf unserem Weg in den Dienst keine höhere Ebene, von der wir hinunterschauen auf das Erreichte – höchstens eine Tiefe, die uns neu staunen lässt über die Geheimnisse Gottes (1Kor 4,1).

---

## BIOGRAFISCHES

*Ralph Kunz, Jg. 1964, verheiratet mit Andrea. Sie haben zwei Töchter. Nach der Matura studierte er in Basel, Los Angeles und Zürich. Nach einer Zeit als Assistenz, arbeitete er als Fachbeauftragter für Gemeindeaufbau und Pfarrer der evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Zürich. Seit 2004 ist Ralph Kunz Professor für Praktische Theologie an der Theologischen Fakultät der Universität Zürich.*

*ralph.kunz@theol.uzh.ch*